Beine. Ich bringe ihn zum Arzt. „Ein schwerer Fall", sagt der, „aber in acht Wochen ist er wieder hergestellt." Bei mir aber zeigt sich im Gesichte oder im Nacken eine kleines Geschwür, nur ein rotes Fleckchen; ich beachte es nicht, reinige es nicht, denke, es ist nicht schlimm, und nun wird daraus ein böser Karfunkel. Es wird geschnitten, aber das Uebel war schon zu weit in das Zellengewebe eingedrungen, es war zum Schneiden zu spät, nach einigen Wochen bin ich tot.

Es hat jemand eine Unterschrift gefälscht und kommt deswegen ins Gefängnis. Ich besuche ihn und halte ihm sein Unrecht vor, um ihn zur Reue zu bestimmen. Und doch bin ich selber vielleicht ein größerer Fälscher. Wie oft betrüge ich mich selbst und unterschreibe in meinem Denken und Handeln das als recht, was das Gewissen unrecht nennt, gebe nicht zurück, was andern gehört, übervorteile den Nächsten, bin ihm freundlich in den Augen, und in meinem Herzen hege ich Haß und Abneigung, predige gegen die Unmäßigkeit und Unkeuschheit, und ich selber bin dem Stolz und dem Hochmut, diesem eigentlichen Urgrund aller Laster, ergeben.

Wir sind viel zu leicht geneigt, Schuld und bösen Willen bei einem Menschen anzunehmen, wo oft nur ein bedauernswertes Schicksal ihn zu diesem Konflikt mit dem, was recht ist, hineingetragen, und er oft mehr ein Opfer seiner Verhältnisse, seiner Umgebung, seiner Erziehung ist, als ein eigentlicher Bösewicht.

Wir können nicht oft genug an das Wort des Heilandes denken: „Richtet nicht", nicht oft genug uns erinnern, daß der seiner Schuld bewußte und sich ihrer anklagende Zöllner gerechtfertigt nach Hause ging, aber der von seinem Verdienste überzeugte und auf seine Tugenden und guten Werke pochende Pharisäer Gott dem Herrn ein Gegenstand des Mißfallens war.

Ermüde nicht, in Ernst und Scherz
Die eis'gen Herzen zu ergreifen.
Eine Sonnenfeile hat jedes Herz.
Daran der Milde Trauben reifen.

Vom Reichtum.

Ein Araber, der in der Wüste vor Hunger und Durst verschmachtete, fand einen Sack mit Perlen, den er, in der Hoffnung, es sei getrockneter Weizen darin, öffnete; und wer beschreibt seine Verzweiflung, als der Sack — Reichtümer enthielt.

Die Leidenschaft für Reichtum erstrebt nun zu oft jedes edle Streben. Wenn ein Mann heiratet, ist die erste Frage: „Macht er eine gute Partie?" Das heißt mit andern Worten: „Hat sie Geld?" Nicht etwa, hat er ein bravest, häusliches, gesittetes tüchtiges Mädchen bekommen? Gibt es aber etwas Traurigeres, als die Zusammenstellung einer vollen Börse und einer vertrockneten, aller edlen Eigenschaften baren Seele, von zwei Leuten, die ein großes Haus bewohnen, aber einen kleinen Charakter haben?

Die Anhänglichkeit des Besitzes wird nur von dem empfunden, der ihn erwirbt, nicht aber von seinen Erben.

Geld gewährt keinen Schutz, so wenig wie es die Jugend ersetzen oder dem Manne Männlichkeit und Charakter verleihen kann.

Die Tochter von Oberbühl.

10 Von Jakob Frey.

Bei der strengen Dienstordnung konnte der angehende Rekrut nur einen sehr knappen Urlaub erhalten, um an dem Begräbnisse der vollendeten Dulderin teilzunehmen. Obwohl er in der Stadt ein gutes Pferd gemietet und scharf geritten war, erhoben doch die Grabglocken ihr Geläute schon, als er eben den Niederbühler Weg erreichte. Er übergab deshalb das Pferd einem Manne, um es nach dem Dorfe zurückzuführen, und mußte nun, ohne ins väterliche Haus gehen zu können, aufgeregt von dem scharfen Ritte und in der Uniform in die Trauerversammlung treten, die sich bereits zum Aufbruche anschicken wollte. Der alte Niederbühler stand, unablässig die Tränen trocknend, neben dem schon geschlossenen Sarge, an dessen oberem Ende Gottliebs ebenfalls laut weinende Schwester an der Seite Roselis saß. Dieses selbst sah blaß und von Leid und Nachtwachen angegriffen und gebeugt, aber gleichwohl gefaßt aus, und seit es der Mutter die Augen zugedrückt, waren die eigenen noch von keiner Träne feucht geworden. Als die allein anwesende Kathrine bei den letzten Atemzügen der Verscheidenden in laute Wehklagen ausgebrochen war, hatte Roseli bloß ausgerufen: „O wie gönne ich dir die Ruhe, nach der du dich so lange gesehnt hast, gute, arme Mutter, und wie beneide ich dich darum!"

Auch seither war sich seine ergebene Ruhe gleich geblieben, und bei der Gelassenheit, mit welcher es die Anordnungen zum Begräbnisse traf, hätte man fast an der Innigkeit seiner kindlichen Gefühle irre werden können, wäre nicht zu gut bekannt gewesen, mit welcher Liebe es sein Leben lang an der Mutter gehangen und welche fast übermenschliche Ausdauer es die letzten Wochen in ihrer Pflege gezeigt hatte. Doch jetzt, da Gottlieb ihm mit dem leisen Gruße „Gott tröste dich in deinem großen Leide" die Hand entgegenbot, wich der Ausdruck stiller Ergebenheit plötzlich aus dem Gesicht Roselis. Eine kleine Weile betrachtete es die dunkelgrüne Uniform, die in ihrer anschließenden Kleidsamkeit den Jüngling fast um halbe Kopfeslänge größer erscheinen ließ, und wendete sich dann rasch der Tür zu; aber noch ehe es dieselbe erreicht hatte, stürzte ihm ein heftiger Tränenstrom aus den Augen.

Als der Sarg vor das Haus getragen war und die nächste Verwandtschaft hinter denselben trat, bemerkte Gottlieb in der ersten Reihe einen Menschen, der trotz der betrübten Teilnahme, die sein Herz erfüllte, seine lebhafte Neugierde und, für einen Augenblick wenigstens, fast seine Heiterkeit erweckte. Es war eine in feines Tuch gekleidete, breitschultrige Gestalt, aber kaum von der Höhe eines vierzehnjährigen Knaben, und dieser wunderlichen Mischung von männlicher Kraft und unreifer Knabenhaftigkeit entsprach auch das Gesicht des Männchens vollkommen. Es war ganz und gar nicht häßlich, dieses Gesicht; aber wie viele Jahre die kleinen, halbverborgenen Aeuglein schon ins Leben geblickt haben mochten, das wäre schwer zu enträtseln gewesen; denn deuteten auch die freilich spärlichen Barthaare auf ein männliches Alter, so widersprachen dem wieder die knabenhaften Züge, über die noch nie ein rechter Lebensernst hinweggegangen zu sein schien, selbst jetzt in dieser ernsten Stunde nicht. Gottlieb konnte sich trotz der allgemeinen Stille, unter welcher sich der Leichenzug ordnete, nicht enthalten, den neben ihm stehenden Vater leise zu fragen, wer denn der kleine Bursche sei, und er fühlte sich seltsam unangenehm berührt, zu vernehmen, daß es ein Geschwisterkind Roselis, ein Brudersohn des verschollenen Oberbühlers sei. Gottlieb schüttelte den Kopf und dachte, daß ihm eine solche Verwandtschaft gerade nicht die angenehmste wäre, und mitten aus seinen Gedanken über Tod und Grab heraus, wie sie der Gang nach dem Kirchhofe hervorrief, mußte er seine Blicke immer wieder nach dem kleinen wunderlichen Manne richten.

Als die Tote ins Grab gelegt und nach dem Gottesdienst auch die letzten Orgeltöne in der Kirche verhallt waren, zeigte es sich, daß dem jungen Soldaten keine Zeit mehr übrig blieb, nach dem Oberbühl zurückzukehren, um an dem landüblichen Begräbnismahle teilzunehmen. Den ersten Diensturlaub mochte er doch nicht überschreiten, und er war nun froh, daß sich sein Pferd schon im nahen Dorfwirtshause befand. So ritt er denn von dannen, seine Trostgrüße an das leidvolle Roseli dem Vater übertragend.

Die Instruktionszeit hatte noch mehrere Wochen zu dauern, und unter dem munteren Treiben derselben verlor sich allgemach auch das unruhvolle Heimwehgefühl, das den jungen Niederbühler bis dahin beschlichen hatte. Sein militärischer Geist bekam einen frischen Anstoß, als er schon um die Mitte der Dienstzeit die Unteroffizierstressen erhielt, die ihn gleichsam nun erst recht an das Waffenleben banden. Er war davon bald so erfüllt, daß er bei einem Besuche, den ihm der Vater abstattete, dessen zurückhaltendes Wesen nicht einmal beachtete oder wenigstens nicht weiter nachdachte darüber. Auf des Sohnes Frage, wie es auf dem Oberbühl gehe, antwortete der Vater bedächtig, daß er in der letzten Zeit nicht so oft dort gewesen, aber sonst nichts Apartes wisse. Dabei schlich jedoch über das milde Antlitz des Mannes ein eigener Schatten des Verdrusses hinweg, und bald lenkte er das Gespräch wieder einem andern Gegenstande zu.

Als die Dienstzeit ihrem Ende zuneigte, wurde das Verlangen nach der Heimat wieder lebendiger in dem jungen Scharfschützen, und seine Gedanken beschäftigten sich mitten unter dem lauten Treiben seiner Umgebung wieder unablässiger mit den Bildern, die ihm eine frohe Zukunft bevölkerten. Mochte auch der doch lange vorausgesehene Tod der Mutter vorerst noch Zurückhaltung auferlegen, nach dem Bekenntnisse, das Roseli beim Abschied so ganz aus innerem Herzensdrange abgelegt, konnte es nicht mehr bei seinem kühlen Wesen verbleiben, und, dachte Gottlieb, von einem frohen Gefühle durchbebt, es kann nun auch sonst nicht mehr so einzig bleiben. Zu den letzten Tagen zählte er schon die Stunden, die noch verrinnen mußten bis zur Entlassung, und als diese endlich unter den üblichen Förmlichkeiten vorüber war, ließ er sich weder durch freundliches Zureden noch durch Neckereien von der fröhlichen Gesellschaft seiner Kameraden zum verlängerten Abschiedstrunke festhalten. Er wußte, daß es ohnehin schon Nacht würde, bevor er nach Hause kam, und wenn er heute Roseli nicht noch sehen konnte, so mußte ihm, wie er meinte, jede Erinnerung an die eben durchlebte Dienstzeit vergällt werden.

Im heimatlichen Dorfe war's bereits schlafensstill geworden, als Gottlieb dasselbe durchschritt. Vom Niederbühl schimmerte noch ein Licht herab, denn dort erwartete man den Ankömmling, während auch auf dem Oberbühl schon alles zur Ruhe gegangen zu sein schien. Gleichwohl ging der Heimkehrende ohne Zögern an dem Wege vorüber, der zum väterlichen Hause führte, und stieg klopfenden Herzens den Oberbühl hinan. Als er in kleiner Entfernung von dem dunkeln Hause aufatmend stehen blieb und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, glaubte er plötzlich noch Sprechen zu hören. Er horchte schärfer hin, und ja, das war eine Stimme, die sein Ohr weit draußen in der Welt aus Tausenden heraus erkannt haben würde; zwei andere dagegen, die Rede und Antwort gaben, waren ihm völlig unbekannt. Offenbar saß Roseli mit noch jemanden plaudernd auf der Bank neben der Haustüre; denn es war eine dunkle, aber warme und duftige Sommernacht.

Gottlieb war hocherfreut, daß das liebe Mädchen wenigstens nicht schon schlafen gegangen war; wer wußte, welche Erwartung dasselbe vor dem Hause mochte wach erhalten haben! Er schritt deshalb rasch vorwärts, ohne sich viel zu kümmern, wer sonst dort sitzen möchte, und bald auch hörte er Roseli, das er unter dem Schatten des weit vorspringenden Daches noch nicht bemerken konnte, laut sagen: „Das ist der Gottlieb, ich kenn' ihn am Schritte." Er hielt einen Augenblick an, in der unwillkürlichen Erwartung, ob das Mädchen ihm nicht entgegeneilen werde, da es ihn doch erkannt hatte: aber betroffen, halb zornig, setzte er seinen Weg sogleich wieder fort, als er eine dünne heisere Stimme in unfreundlichem Tone entgegnen hörte: „So, der? was hat denn der noch so spät zu tun hier?" Es erfolgte keine Antwort auf diese Frage; aber als Gottlieb an die kleine Bank herankam, stand Roseli nur langsam auf, und auch der Ton seiner Stimme klang kühl, als es sagte: „Ei, ei, du bist ja, glaub ich, noch in voller Uniform. Willkommen gleichwohl!" Der junge Soldat mußte tief und schwer aufatmen; es war ihm, als ob eine eiskalte Hand seine Brust zusammenschnüren wolle, und, ohne etwas zu entgegnen, heftete er seine Blicke auf die zwei Personen, die auf der Bank sitzen geblieben waren. Soviel er in der Dunkelheit erkennen konnte, war's eine alte Frau und hinter Roseli halb verborgen — ja beim Himmel, er war es! — der kleine Vettersmann vom Begräbnistage.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 21. Sonntag, 21. Mai. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 21. Mai: Konstantin.
Montag, den 22. Mai: Julia.
Dienstag, den 23. Mai: Desiderius.
Mittwoch, den 24. Mai: Johanna.
Donnerstag, den 25. Mai: **Chr. Himmelf.**
Freitag, den 26. Mai: Phil. Neri.
Samstag, den 27. Mai: Magdalena.

Sonntagslesung.

Bittet und ihr werdet empfangen. Das heutige Evangelium handelt vom Bittgebet im Namen Jesu. Damit ist ein Gebet gemeint, das aus der vollen Geistes- und Liebesgemeinschaft mit dem Heiland quillt. Daraus ergeben sich folgende Eigenschaften:

1. Es setzt den Besitz der heiligmachenden Gnade voraus, weil ohne sie eine innere Lebensgemeinschaft mit Christus nicht denkbar ist. Wo die Sünde herrscht, da ist die Verbindung der Seele mit dem Herrn zerrissen und die Grundlage zerstört, auf der das Gebet im Namen Jesu ruhen muß.

2. Das Bittgebet verlangt seinem Inhalte nach ein Beten um Dinge, die dem wahren Heil der Seele dienen. Förderung und Erstarkung des religiösen Lebens, Wachstum im Glauben und in der Gottesliebe, das sind die Güter, die im Rahmen der Berufsarbeit des göttlichen Heilandes liegen, also auch Güter, um die wir in seinem Namen bitten können und sollen. Jedes andere Bittgebet muß unter der selbstverständlichen Einschränkung stehen, daß es nur dann Erhörung finde, wenn die erbetenen Güter in Wahrheit dem Seelenheile und den höchsten Aufgaben der Seele dienen.

3. Das Bittgebet verlangt der Form nach ein Gebet, das sich bedingungslos dem Willen Gottes zu unterwerfen bereit ist. All unser Beten muß sich im tiefsten Gottvertrauen dem Willen des himmlischen Vaters ein- und unterordnen. „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe." Nicht „los vom Leid", sondern „das Leid tragen zu können mit Gottergebenheit" ist die beste Gebetserhörung.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXI.

Bildung des Willens.

Wir sahen im letzten Artikel, daß der Wille bildungsbedürftig, aber auch, daß diese Bildung wegen der vielen Hemmnisse eine schwere Aufgabe sei. Gleichwohl wird mit Sorge, Mühe und besonders mit Ausdauer und Beharrlichkeit doch etwas aus dem Willen, was alle Arbeit und Anstrengung lohnt.

Vor allem müssen wir uns überzeugen, daß unser Wille wirklich erziehbar ist. Wenn einer seine Fehler und seine Schwäche damit entschuldigen will, daß er sagt: „Ich bin nun einmal so", „das ist mein Naturell", „mein Temperament", „ich kann nicht anders", „den Zorn habe ich von meinem Vater geerbt", und so gleich von vornherein die Flinte ins Korn wirft, noch ehe er den Kampf begonnen, der bleibt allerdings sein Leben lang ein Schwächling.

An alles in der Natur legt der Mensch seine verbessernde und veredelnde Hand, von seinen Geisteskräften auch an die Ausbildung und Entwicklung seines Verstandes; warum sollte es denn unmöglich sein, auch am Willen diese Arbeit mit Erfolg zu versuchen und zu verrichten? Was ist denn das Verlassen des Bösen und das Ergreifen des Guten und das Fortschreiten in der Tugend anderes, als Trainierung und Bildung des Willens?

Mit dem Willen können wir das höchste, was es gibt, erreichen, sogar die Tore des Himmels sprengen. Als ein großer Denker des Mittelalters von seiner Schwester auf seinem Sterbebette gefragt wurde, was sie vor allem tun müsse, um selig zu werden, da antwortete er: Wollen. Auch die Gnade kann nicht wirken, wenn sie nicht auf die Mitwirkung unseres Wollens trifft.

Man spricht heute so viel von Charakter und Persönlichkeit. Das wird man aber nur durch Willenskultur. Auch der göttliche Heiland wendet sich in seinen Tugendlehren an den Willen. „Willst du zum Leben eingehen?" „Willst du vollkommen sein?" sagt er.

Es ist mit dem Willen, wie mit dem unternehmenden Kaufmann. Ist die erste Million gewonnen, so ist fast kein Absehen der Vereicherung. Mit den Zielen und dem Erfolg wächst der Wille und geht in die Höhe. Der Erfolg macht ihn seiner Kraft bewußt, das Gelingen gibt Antrieb zu neuem Unternehmen, und Freude und Hoffnung machen ihn unüberwindlich.

Man spricht so oft von einem schwachen und starken Willen. Vielleicht liegt diese Stärke oder Schwäche aber weniger in dem Willen als Kraft, als darin, daß der Gegenstand, den der Wille erstreben soll, einen solchen Reiz für den Willen hat, daß er ihn aus seiner Untätigkeit herauszulocken vermag.

Das ist darum auch der tiefere Grund für den Mangel an religiöser Betätigung bei so vielen Christen, auch Katholiken, weil bei dem ganz ins Materielle versunkenen Geiste der Zeit die höheren ewigen Güter keinen Reiz mehr für die Menschen haben. Sie rufen nicht mehr ihr Interesse wach und darum die große Gleichgültigkeit und Willensschwäche so Vieler der Religion, ihren Geboten und dem ewigen Ziele gegenüber.

Wie wahr es ist, daß der, wie uns dünkt, sogenannte schwächste Wille zu großen Unternehmungen befähigt wird, sobald er einen Gegenstand findet, der ihn anlockt und die Möglichkeit sich zeigt, ihn zu erreichen, zeigt folgendes Beispiel: „Wir hatten," so erzählte mir vor kurzem ein Volksschullehrer, in unserer Schule einen Jungen, den wir alle den faulen Mattes nannten. Ein Faulenzer erster Größe, der in jeder Klasse zwei Jahre hängen blieb, die Schule schwänzte, wo er konnte, das Kreuz aller Lehrer. Und der Kerl trägt jetzt Lackschuhe und hat ein Automobil, vielleicht ist er jetzt schon ein Millionär. Er ist nämlich unter die Schieber gegangen, hat da sein Talent entdeckt und entwickelt jetzt eine Tatkraft, eine Energie und Intelligenz, wie der beste Kaufmann. Er hatte also eigentlich, wie wir alle meinten, keinen schwachen Willen, es fehlte ihm bisheran nur der Gegenstand des Interesses."

Und all die Verbrecher, die in Gefangenen- und Zuchthäusern sitzen, waren meist in der Schule träge, wie man das nennt, labile, jede geistige Anstrengung scheuende Jungen. Aber als sie das Diebeshandwerk kennen lernten, zeigten sie eine Tatkraft und Energie, ja einen Scharfsinn, eine raffinierte Schlauheit, die einem Staunen abnötigt. Man denke nur an den Hauptmann von Köpenick und an alle, die man Hochstapler nennt. Man setze nur einen an den richtigen Posten, gebe ihm eine Beschäftigung, die seinen Neigungen entspricht, und der, den man für einen Willensschwächling gehalten, wird ein gemachter Mann.

Quentin Mathys, ursprünglich Schmied, hatte die Hoffnung, ein Maler zu werden, bereits aufgegeben, als ihm gesagt wurde, er dürfe die glühend geliebte Tochter seines Meisters heiraten,

wenn er ein bedeutendes Bild schaffen könnte. Er begann die Arbeit mit jener Willensstärke, die unbeugsam ist und schuf eines der Meisterwerke der Malerei: „Die Geizhälse".

Konsequenzen, die man scheut.

Bebel, der neben Marx und Engels wohl bedeutendste Vertreter des Sozialismus, hat den Satz ausgesprochen: „Die Weltanschauung der Sozialdemokratie sei der Atheismus", noch deutlicher gesagt, der Materialismus, d. h. jene Lehre, nach der alles, was es in der Welt gibt, nur Stoff, Materie ist. Etwas Geistiges, eine Seele, etwas Unsterbliches gibt es nicht. Was wir Seelenleben nennen, ist nichts anderes, als eine Funktion der Nerven.

Eine Lehre, die, wenn sie konsequent auch in der Praxis, in der Welt durchgeführt würde, der Tod jeder menschlichen Kultur sein müßte. Denn, wenn der Mensch, wie es der Materialismus glauben machen möchte, nur aus einem dem Verfalle unterworfenen Stoffe bestände, wäre die Welt mit ihrer gesellschaftlichen Ordnung, die wir in ihr wahrnehmen und die wir alle, auch diejenigen, die dem Materialismus huldigen, ihr erhalten wünschen, geradezu widersinnig.

Denn wenn es für mich nichts über mir und nach mir gibt, wenn alles in mir nur ein notwendiger Prozeß des tierischen Organismus ist, wenn alle Erscheinungen des Kulturlebens nur aus physiologischen und wirtschaftlichen Trieben des „Hungers und der Liebe" sich sollen erklären lassen, wenn also meine wenigen Jahre fühlbaren Lebens die einzigen sind, die mir gehören, so daß, wenn ich mit 10, 20, 50, 70 Jahren sterbe, mein ganzes Dasein damit aufhört, denn „tot ist tot", und alles im Menschen der Verwesung anheimfällt und dem ewigen Kreislauf der Natur überantwortet wird, und mit dem letzten Atemzug auch das, was man Geist oder Seele zu nennen beliebt, für immer verschwunden ist, dann wäre es doch unsinnig, wenn ich diese Jahre nicht, so viel ich könnte, zu meinem irdischen Vorteile ausnützte.

Was will denn z. B. der arme Arbeiter dem reichen Lebemann einen Vorwurf deswegen machen, daß er, von den Trieben „des Hungers und der Liebe" sich leiten lassend, seinen Hunger und Durst nicht mit Wasser und Brot, sondern mit Trüffeln und Champagner stillt, und seine Liebe, wenn man das noch so nennen will, in allen Formen, die die Wollust kennt, sich austoben läßt, einerlei, wie viel Geld es ihm kostet?

Und was will hinwieder der reiche und besitzende Anhänger des Materialismus dem armen Arbeiter einen Vorwurf deswegen machen, wenn dieser „den Trieben des Hungers und der Liebe" folgend, nimmt, was und wo er etwas kriegen kann, und denselben feinen Diesseitsgenuß sich zu verschaffen, wie ihn der die materialistische Weltanschauung mit ihm teilende Fabrikherr hat, und, sich den zügellosen Trieben der geschlechtlichen Liebe sich überlassend, alle Tiefen der Wollust durchkosten wollte.

Was kümmert mich die eigentliche Wissenschaft, für die die Männer des Geistes ihre Kraft einsetzen in ernstem Studium Tag und Nacht? Was die Astronomie, die mich den Wunderbau des Himmels lehrt, was die Geschichte, die vergangene Zeiten meinem Geist vorführt? Höchstens noch Chemie und Technik, die die Nahrungsmittel verfeinern und die Arbeit erleichtern, und dann Theater, Musik und Kino, die die Sinne ergötzen und die Nerven erregen, haben noch Interesse für mich.

Was hat alles andere Wissen, das doch eigentlich die Würde und Krone des Menschenlebens ausmacht, für einen Wert, wenn ich vielleicht morgen schon nicht mehr bin und in Gefühllosigkeit erstarrt sein werde?

Der menschliche Körper, der nach materialistischer Anschauung ja nur Tier sein würde, hätte als sein Wesensgesetz — ich möchte sagen als Pflicht, wenn dieses Wort in einer materialistischen Auffassung noch Sinn hätte, die Aufgabe, sich ohne Rückhalt in der Wollust zu ergehen. „Denn", sagt ein Vertreter dieser materialistischen Anschauung, „alles, was wir Glück nennen, kann nur das sein, was Lust gewährt und zwar sinnliche Lust, da es eben nichts Uebersinnliches gibt. Endzweck des Lebens ist, so viel genießen, als möglich und sich so viel Vergnügen machen, als man kann." Und an dem Tage, an welchem das Maß der Genüsse für seine verbrauchten tierischen Fähigkeiten und Kräfte erschöpft sein würde, wäre es da nicht eine Torheit und eine vom materialistischen Standpunkte unerklärliche Inkonsequenz, wenn er nicht einem Dasein, welches nun kein Ziel mehr hat, ein Ende setzte?

Ein französischer Gelehrter, seiner Zeit das Schreckenskind der materialistischen Schule, Felix le Dantec, hat einmal der Katze die Schelle angehängt und die Logik dieser Beweisführungen und der Konsequenzen, die aus der materialistischen Weltanschauung sich ergeben, vollkommen anerkannt. Aber gleich nachher wünscht er sich Glück, daß auch der dem Materialismus huldigende Teil der Menschheit seinen Glauben nicht in die Tat umsetzte. „Glücklicher Weise", sagt er, „schrecken die meisten Materialisten vor der Logik ihrer Lehren zurück."

Warum „glücklicher Weise?" erwidern wir. Wenn der Materialismus wahr ist, wenn er ein gesichertes Resultat der echten Wissenschaft ist, warum wäre es dann nicht wünschenswert, daß er den Sieg davontrüge?

Ohne alle Frage ist die materialistische Weltanschauung in unseren Tagen noch nicht überwunden. Was wir an ekelhafter Genußsucht und Unzucht und an Stehlen und Schieben und Wuchern vor uns sehen, ist ein Ausfluß davon, das Elend des Krieges selbst war eine Ausgeburt des materialistischen Geistes, und wenn das Elend heute noch weiter geht, so kommt das daher, weil eben der materialistische Geist noch nicht gebändigt ist.

Aber „an ihren Göttern sterben die Menschen." Alles fürchtet den Untergang, wenn nicht der Sinn für Recht und Gerechtigkeit, für Treue und Reinheit und Liebe — und dieser Sinn stammt nicht aus materialistischer Weltanschauung — wiederkehrt.

Der Materialismus fühlt mehr und mehr, daß er sich in einem Raume befindet, wo es ihm an Luft mangelt, und wo die vom Christentum ausgeschlossene Seele geradezu zu ersticken droht. Auch hier wird die Geschichte zum Weltgericht.

„Ich habe die Welt überwunden", sagt der göttliche Heiland. Ebenso wahr und sicher, wie dieses Wort des menschgewordenen Gottessohnes ist, wird auch das Christentum die Welt überwinden, wenn diejenigen, die sich zu ihm bekennen, wirklich Christen der Tat, und nicht etwa in ihrem Handeln auch der materialistischen Weltanschauung huldigen. Leider, daß es solche Christen gibt!

Die Schönheit des katholischen Gottesdienstes.

IV.

Die Gebete und Gesänge bei der hl. Messe veralten und ermatten nie, sie erblühen in ewiger Jugend, sind immer lebensfähig, haben immer die nämliche Anziehungskraft. An diesen Gebeten und Gesängen erkennen sich die Katholiken aller Länder und Zungen. Ist es nicht traurig, daß eine so große Zersplitterung, ja Feindschaft durch die Völker geht? Und ist es nicht, als wenn diese Zersplitterung sich an die Verschiedenheit der Sprache knüpfte? Der, welcher heute französisch spricht, kann sich nicht mit den Gedanken eines Deutschen vertraut machen, und der jetzt englisch spricht, hat vergessen, daß er einst ein Angelsachse war.

Diesen Schmerz der Trennung, diese grenzenlose Zersplitterung der Menschheit will die Kirche beim hl. Opfer, welches alles vereinigt und mit seinen Friedensarmen umschlingt, heilen. Sie bedient sich bei der hl. Messe der lateinischen Sprache, wenn auch die Gebete, die im Meßbuch stehen, in vielen Gebetbüchern übersetzt sich finden, dort erklärt und ihr Sinn erschlossen wird, so daß das Meßbuch für die Gläubigen kein verschlossenes Buch ist. Die Sprache des Meßbuches selbst, in der der Priester alle Gebete betet, ist die alte, nicht mehr als lebendige Volkssprache bestehende lateinische. In dieser Sprache wandeln an den Altären dieselben Gebete Tag für Tag um die ganze Erde.

Wenn die Sonne aufsteht, wenn die Schwingen der Morgenröte sich auf den Bergen zeigen, erwachen wir, und es beginnt die Meßfeier mit diesen Gebeten, bis die Sonne in den Mittag steigt. Dann haben andere Morgen und nehmen uns die Gebete ab. Und wenn am Abend die Sonne hinter den Bergen gesunken, dann geht in unserem Abendrot für andere das Morgenrot auf, dann ertönen dieselben Gebete an anderen Orten beim Frühlichte.

So betet die Kirche ohne Unterlaß, alle Zeit, zu allen Stunden, jeden Augenblick, bei jedem rinnenden Tropfen der Zeit, welche dem Menschengeschlechte von Gott gegeben ist, bis einst der letzte der Tage kommt.

Der hl. Thomas von Villanova, der vor mehr als 300 Jahren der Kirche von Valencia als Erzbischof vorstand, erzählt, daß er eines Tages dringend an das Bett eines Sterbenden gerufen wurde, welcher ihm noch eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Da er erschien, erzählte ihm der Sterbende, daß er in der Frühzeit seines Lebens dem Judentum angehört und sich mit einem jungen Freunde sehr oft in Gespräche über den Messias vertieft habe. Einmal seien sie auf freiem Felde niedergekniet und hätten flehentlich gebetet, wenn der Messias schon erschienen, so möge Gott gnadenvoll sie an ihn weisen. Und der einst mit dem Sterne die Könige geführt, er erhörte ihre Bitte. Aus düsterem Gewölke trat, umstrahlt von Licht, heraus ein Kelch, darauf eine Hostie. Sie folgten dem glänzenden Fingerzeige und gingen ein in die Kirche. Sie wurden beide katholisch. So erzählte, die Wahrheit betenernd, der Sterbende.

Ihnen gleichen in Sehnsucht und Verlangen alle besseren Menschen der alten Zeit vor Christus. Sie brachten Opfer, aber bangten und zagten und waren ungewiß der Versöhnung. Sie wünschten Aufschluß vom Himmel. Siehe da Kelch und Hostie im Saale zu Jerusalem. Kelch und Hostie zeigt die Kirche nun aller Orten. Christus ist unser Opfer und täglich wird dieses Opfer erneuert auf unseren Altären. Und mit ewig frischer, nie alternder Kraft zieht das hl. Meßopfer alle katholischen Herzen an sich, versammelt die Völker um die hl. Stätte.

Schon vor Tagesanbruch geht in unseren Kirchen die Morgenröte auf. Es rufen die Glocken zum hl. Opfer. Und bald erscheint da und dort Licht an dem Fenster. Ueber den knitternden Schnee gehen eilig die Schritte nach dem Gotteshause hin, noch schaut der Mond hoch vom Himmel herab. „Glücklich steht auf beim frühen Morgenrot, wer nach dem Guten trachtet."

Und überall bewährt das hl. Opfer seine anziehende Kraft. Ob es nun in den Marmorhallen von St. Peter in Rom gefeiert werde in strahlenden Gewändern, unter tausend leuchtenden Lichtkörpern, von den Meisterwerken christlicher Kunst umgeben, von Blumen und Blüten wie mit einem Feierkleide umwoben, oder ob es schmucklos und ärmlich vollbracht werde in einem Bretterverschlag oder unter Baumstöcken, welche die Hand von Neubekehrten um den opfernden Missionär ärmlich aufgerichtet — ein sprechendes Zeugnis, daß die Katholiken nicht an Aeußerlichkeiten, sondern an der Sache halten, und daß nicht der Zauber des Schmuckes, sondern die Sache selbst sie anzieht. Und wer hätte nicht aus seinen Kinderjahren die süßesten und reinsten Erinnerungen an die Feier der hl. Messe, wenn er sie damals auch nur in einer ärmlichen Dorfkirche sah?

In der katholischen Stadt Akerulko, welche in Amerika dicht an den Wassern des großen Ozeans liegt, bestand vor Zeiten der schöne Brauch, daß beim Abschiede befreundeter Personen, welche über die Wasser segelten, die Zurückbleibenden sich in die Kapelle begaben, welche dicht am Ufer liegt und betend die Glocke zogen. Die Glocke rief die Scheidegrüße mit den letzten Erinnerungen und Mahnungen nach, wenn ihre sanften Töne über die rauschenden Meereswogen klangen.

Etwas ähnliches finden wir auch in der katholischen Gottesdienstfeier. Es ist eigentlich der Wunsch der Kirche, wenn eins ihrer Kinder stirbt, daß der Leichnam in die Kirche gebracht und dort das hl. Meßopfer für den Verstorbenen dargebracht werde. Ist das feierliche Requiem dann zu Ende, dann ziehen Priester und Ministranten, Küster und Meßdiener, das Kreuz voraus, zur Stelle, wo der Sarg mit der Leiche liegt und singen dort den das Gericht darstellenden erschütternden libera-Gesang. Während desselben tönen die Glocken, und wenn am Schluß des Gesanges die Träger kommen, den Sarg in den Totenwagen und in ihm zum Friedhof zu bringen, da klingen die Glocken weiter und singen der abgeschiedenen Seele den letzten Scheidegruß.

Das ist die letzte Gottesdienstfeier, an der der Christ, wenn auch als Toter, teilnimmt, die letzte hl. Messe, der er hier auf Erden beiwohnt. Wie schön und herrlich, wenn ihm der Besuch der hl. Messe während seines Lebens immer ein lieber Gang gewesen, dann wird in der letzten hl. Messe nicht fruchtlos ihm das requiescat in pace gesungen werden.

„Frauen, von denen man am wenigsten spricht, sind die besten", sagt ein alter Spruch, und: „je größer der Gehorsam einer Frau, desto sicherer ihre Herrschaft". Beides traf bei Mutter Hildegard zu. Sie hatte zwar das scharf geschnittene Gesicht einer Aebtissinnenstab hätte nicht in ihre Hand gepaßt. Sie blieb Schwester unter Schwestern, war pflichttreu, anspruchslos, einfach, demütig und gleich liebenswürdig in allen ihren Stellungen. Von dem „Ja will ich, so soll es sein", wußte sie auch als Vorgesetzte nichts.

Das klösterliche Regiment ruht auf der Liebe. Denn der klösterliche Gehorsam hat ja nur Sinn in seiner Beziehung zur Vollkommenheit, deren Erstreben der Klosterberuf als seine Lebensaufgabe betrachtet, und diese Vollkommenheit besteht ja eben in der Liebe. — Von einer Schwester der Genossenschaft, die keine Ahnung davon hatte, daß wir von ihren Mitteilungen in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Nekrologe Gebrauch machen würden, erhalten wir folgende schöne Charakteristik der Entschlafenen:

„Die liebe Würdige Mutter führte ein äußerst bescheidenes, stilles Leben. Selbstlos war sie bis ins Kleinste, beanspruchte nichts für sich, opferte sich ganz für unsere l. Genossenschaft im allgemeinen wie für jede einzelne Schwester. Nie sah man sie erregt, ungeduldig, immer war sie für jede Schwester ganz da. Wenn sie schon als Schwester mütterlich besorgt war, so fühlten wir doch erst recht nach der Mutter-Wahl, daß wir eine treusorgende Mutter hatten. Mit solcher Liebe nahm sie an unseren großen und kleinen Anliegen und Sorgen teil. Ein liebloses Urteil ist nach meiner Ueberzeugung nie von ihren Lippen gekommen, auch den Fehlenden nahm sie in liebevollen Schutz. Sie war die Güte, Milde und Sanftmut selbst. Ihr Wandel muß beständig in Gottes Gegenwart gewesen sein, denn in allen Lagen und zu allen Zeiten kannte sie nur die Erfüllung des heiligsten Willen Gottes; in frohen und traurigen Tagen blieb sie sich immer gleich. Bei aller Milde aber wachte sie doch treu über die gewissenhafte Beobachtung der Regel; sie regierte mehr durch ihr gutes Beispiel als durch Worte."

Im Juni 1921 reiste sie zur Visitation nach Amerika und kehrte im November frisch und gesund von dort zurück. Ihr Pflichteifer führte sie alsbald wieder auf Visitationsreisen in die einzelnen Häuser. Auf einer solchen erkrankte sie in Euskirchen an einer Lungenentzündung, die nach einem dreimonatlichen Siechtum ihren Tod herbeiführte. Viel hat die Genossenschaft mit der guten Mutter Hildegard verloren.

Am 1. Mai geboren, am 2. Mai gestorben, am 6. Mai legt man ihren toten Leib in die stille Erde. Möge Maria, die Maienkönigin, so fromm von ihr im Leben verehrt, nun auch ihrer lieben Seele eine treue Führerin geworden sein zum hellen Lichte des himmlischen Maientages, dessen Wonne kein Ende hat. R. i. p.

Mutter Hildegard †.

Ein schwerer Schlag hat die Genossenschaft der Armen-Schwestern vom hl. Franziskus in Aachen getroffen. Am 2. Mai ist die Generaloberin, Mutter Hildegard, einen Tag nach ihrem Eintritt ins 63. Lebensjahr, gestorben. Kaum eine andere klösterliche Gemeinschaft hat so oft ihre Schwestern an der Bahre ihrer Mutter gesehen, als die guten Franziskanerinnen. Seitdem im Jahre 1876 die Stifterin, Mutter Franziska Scherer, die Augen geschlossen, folgten ihr mit verhältnismäßig kurzer Ordensoberinnenzeit die Mütter Fulgentia, Vincentia, Willeyka, Siena und jetzt Mutter Hildegard. In der Regel ist ein solch häufiger Wechsel nicht vorteilhaft für eine große Genossenschaft. Jede neue Vorgesetzte ist auch eine neue Individualität! Jede kommt, wenn auch aus dem nämlichen Schwesternc, doch aus einem andern Wirkungskreise — Mutter Willeyka gar aus einem andern Erdteile, aus Amerika — und so auch mit Anschauungen, die durch Charakter, Erziehung und die Umwelt, in der sich die Betreffende bewegt, ihre besondere Färbung erhalten. Und daß diese bei dem großen Einfluß, den eine Generaloberin hat, auch auf die ganze Genossenschaft wieder abfärben kann und wird, ist leicht begreiflich. Wenn darum bei diesem vielfachen Wechsel die Genossenschaft gleichwohl ihre Steigkeit und ihr festes Gepräge bis auf den heutigen Tag in einer ganz vorzüglichen Weise sich erhalten hat, so möchten wir das einmal dem mächtigen fürbittenden Einfluß der Stifterin am Throne Gottes, dann aber auch der vortrefflichen aszetischen und caritativen Schulung zuschreiben, die den Schwestern in gut geleiteten und religiös reich befruchteten Noviziaten zuteil geworden. Wir haben die Generaloberinnen alle persönlich gekannt, energische und zurückhaltende Naturen, aber alle eins in dem Gedanken, daß, dem Namen der Genossenschaft gemäß: „Arme-Schwestern vom hl. Franziskus", die heilige Armut, die sich die Genossenschaft als Braut erwählt, auch ihre Führerin auf allen ihren Wegen bleiben sollte. Und gerade, daß die Genossenschaft unter all den verschiedensten Vorgesetzten dieses Ideal hochgehalten und dieser Geist der Mutter Franziska sich bewahrt hat, das bleibt ihr Ruhm und zu gleicher Zeit die Erklärung für ihre von Gott mit so reichem Gnadensegen begleitete Wirksamkeit.

In diesen Rahmen hinein paßt nun ganz vorzüglich das Bild der Mutter Hildegard. Sie ward am 1. Mai 1860 geboren, trat mit 27 Jahren, da sie sich in der Welt schon eine größere Lebenserfahrung und eine gewisse Reife des Charakters erworben, in die Genossenschaft ein. Als junge Schwester in den großen Hospitälern, wie im St. Marien-Hospital in Düsseldorf und im St. Josephs-Hospital in Kalk tätig, dann mehrere Jahre Gehilfin der Novizenmeisterin, Oberin in Hünsern in Mülheim a. Rhein und Köln, viele Jahre Prokuratorin des Mutterhauses, 1910 als Visitatorin von Mutter Willeyka nach Amerika gesandt, 1911 Assistentin von Mutter Siena und nach deren Tode 1916 bis zu ihrer Wahl zur Generaloberin, 3. September 1920, vertretungsweise die Leiterin der Genossenschaft, hatte sie Gelegenheit, mit dem weitaus größten Teil der Schwestern und mit allen Verhältnissen der Ordenstätigkeit bekannt und vertraut zu werden.

Gefallene.

Junge Leute gehen an einem Klostergebäude vorüber und, indem sie an den hohen Mauern hinaufblicken, wird in dem Kreise die Frage laut: „Was ist das für ein Kloster?" und einer oder eine gibt die Antwort: „Das ist ein Kloster für gefallene Mädchen."

Ein solches Wort ist ja nicht schlimm, wenn es bloß eine Tatsache angibt und keinen Vergleich in sich schließt zwischen denen, die an den Mauern vorüberschreiten und denen, die hinter ihnen weilen. Wenn aber meinetwegen sich jemand solcher Gefallenen, sei es bei Gelegenheit oder aus Beruf, wirklich annimmt, und sie im Geiste sich gegenüberstellt, wie leicht kann da der Gedanke auftauchen: Der und die sind die Gefallenen, ich bin der Feststehende, der die Hand reicht und emporzieht. Zwischen mir und ihnen liegt eine ganze Welt.

Ist es nun aber wohl der Wahrheit entsprechend und für uns selbst gewinnbringend, wenn wir bei unserer Fürsorge- und Hilfstätigkeit diesen vermeintlichen Unterschied auch nur in Gedanken stillschweigend aufkommen lassen, oder gar innerlich oder äußerlich betonen und nicht auch vielmehr unsere menschliche Gemeinschaft, mit dem oder mit der, die wir als Gefallene bezeichnen, betrachten wollten?

Ist es nicht und oft genug möglich und wirklich, daß jemand, der wirklich gefallen, schon wieder bemüht ist, sich auf die Füße zu stellen, daß er, nachdem er das Niederschlagen auf die Erde empfunden, und ihm die vielleicht zerbrochenen oder verrenkten Glieder schmerzlich zum Bewußtsein gebracht haben, was es um einen solchen Fall etwas schweres ist, doppelt vorsichtig einherschreitet, um nicht wieder durch Unvorsichtigkeit und Leichtfertigkeit auszugleiten? So kann auch jemand, der in Sünde gefallen und nun, wie der verlorene Sohn, als er von den Trübern der Schweine sich nähren mußte, die Sehnsucht nach dem Vaterhause empfand, auch schon in Reue und Buße auf dem Wege der Rückkehr zu Gott sein, während wir selbst, ohne es bei unserer Lauheit und verblendeter Eigenliebe zu ahnen, vielleicht vor einem furchtbaren Falle stehen, oder in ihm bereits begriffen sind, vor einem Falle, der um so hoffnungsloser und verderblicher ist, als er von der Höhe, auf der wir zu stehen meinen, geschieht. Ist doch, je höher der Standpunkt, desto tiefer der Fall, und das Verderben des Besten das Schlimmste. Eine Warnung gerade auch für Priester und Ordensleute, deren Beruf es ist, der gefallenen und verirrten Seelen sich anzunehmen.

Wie sehr sollen die mit der Fürsorge für Verirrte Betraute bemüht sein, den glimmenden Docht nicht auszulöschen und das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen, den guten Kern in dem armen Menschen herauszuschälen und zu entwickeln, als meinen, lauter Fäulnis vor sich zu haben, die man mit scharfem Messer abschneiden müsse. Beispiele mögen es klar machen:

Ein Mensch stürzt die Treppe hinunter und bricht beide